



Eruption: Der Ausbruch der Moderne?

Ultima Thule

Weil der Künstler Wieland Payer keine Bäume mehr malen wollte, reiste er nach Island. Eine Ausstellung.
Von Freddy Langer

Ja, sagt Wieland Payer. Ja, sie seien verwandt. Er und der Julius Payer, der österreichische Polarforscher, der in den Siebziger des neunzehnten Jahrhunderts auf dem Weg zum Nordpol in Seenot geriet, eher zufällig Kaiser-Franz-Joseph-Land entdeckte und dort mit seiner Mannschaft überwintern musste, in eisiger Kälte und undurchdringlicher Finsternis, und der später das gewaltige Bild „Nie zurück“ malte, eine Art Momentaufnahme in Öl von jenem grausamen Augenblick, da die Männer der ersten österreichisch-ungarischen Arktisexpedition das im Packeis feststeckende Schiff, die „Admiral Tegethoff“, zurückließen und bange durch hüfthohen Schnee einer ungewissen Zukunft entgegenstolpten. „Er war mein Urururgroßonkel“, holpert sich Wieland Payer durch die verwandtschaftliche Beziehung, und als habe er die Vorsilben nicht konzentriert genug mitgezählt, fügt er mit einem Lächeln an: „Oder so etwa.“

In der DNA Wieland Payers aber hat der familiäre Bund deutliche Spuren hinterlassen. Auch er reist. Auch er malt. Und was er von seinen Unternehmungen an Zeichnungen und Gemälden mit nach Hause bringt, gleicht so sehr den Skizzen, Aquarellen und Tagebuchkritzeleien der großen Naturforscher und Entdecker, dass man seine bildnerischen Notizen mit Kohle und Pastell ohne zu zögern in eine Reihe setzen möchte mit den Aufzeichnungen von Maria Sibylla Merian oder Alexander von Humboldt. Es sind detailgenaue Darstellungen von Schmetterlingen, Bäumen und Mineralien. „Falter“ heißt eine dieser Bilderserien, „Baumartige“ eine andere. Da freilich melden sich die ersten Zweifel an, ob diese seltsamen Bäume mit ihren benadelten Stämmen und den riesigen Früchten tatsächlich existieren und ob nicht auch die leuchtend bunten Falter mit ihren verwegen gestalteten Flügeln viel richtiger „Insektenartige“ heißen müssten. Und irgendwann begreift man, dass Wieland Payers Reisen immer auch Expeditionen in die Phantasie sind.

Wieland Payer lebt in Dresden. Da schien es ihm naheliegend, sein Studium am Royal College of Art in London mit einer theoretischen Arbeit über Caspar David Friedrich abzuschließen. Das romantische Erbe wird in Dresden hochgehalten. Und man muss in Payers Euvre nicht allzu lange suchen, um umgestürzte Tannen zu finden, die über einer Schlucht hängen, gerade so, wie Friedrich sie immer wieder symbolschwanger in seinen Werken untergebracht hat. Er wohne ja sogar nur ein paar Straßenzüge von dessen Haus entfernt, sagt Payer, als gingen von dem Ort bis heute Wellen oder Strahlen aus oder auf sonst welchem Weg übertragene Botschaften und Stimmungen. Der romantische Ansatz, der die Landschaft als Spiegelbild der Seele betrachte, der schwinde bei ihm einfach mit, sagt Payer. Erste Erlebnisse hatte er im Thüringer Wald, dann in der Sächsischen Schweiz, später kamen die Alpen und der Kaukasus hinzu, immer dramatischere Gegenden suchte er für seine Kunst. Da unterbricht er sich selbst bei der Aufzählung der Reiseziele und sagt ganz unvermittelt: „Also, ich bin ja nicht religiös. Ich komme eher aus der Science-Fiction-Ecke.“

Caspar David Friedrichs Watzmann oder dessen Panorama des Riesengebirges mögen deshalb so etwas wie Folien für manche von Payers Bildern sein, aber im Kopf trägt der junge Maler Momente aus Filmen wie „Stalker“, „2001 – Odyssee im Weltraum“ oder „Arrival“ mit sich herum. Er versucht keine göttlichen Momente in der Landschaft zu entschlüsseln, vielmehr verrät er die Welt mit irritierender Staffage. Er nennt das „Intervention“. Wie der schwarze Monolith an der Feuerstelle der Steinzeitmenschen in Stanley Kubricks Science-Fiction-Epos und wie das Raumschiff im Kinofilm von Denis Villeneuve, aufgetaucht aus dem Nichts, das, fünfhundert Meter hoch, wie eine schwarze Zuchini über der weiten Ebene Montanas schwebt, setzt Wieland Payer Fremdkör-

per in Wüsten und Wälder oder vor die Kulisse schier endloser Gebirgszüge – allesamt nur schwer bis gar nicht zu entschlüsseln. Es sind Quader oder Kristalle, oft bloß Silhouetten, und etliche geometrische Formen aus dem Repertoire der Moderne, jener Avantgarde, die mit den Mitteln der Abstraktion versuchte, das Altbekannte aufzubrechen, um vorzustoßen in eine neue Wirklichkeit.

Wieland Payers Motive leben von der Überraschung. Sie zeigen etwas, was keiner zuvor je gesehen hat, und mehr als einmal gelingt es ihm, diesen Moment des Staunens in den Bildern gleich mitzuliefern. Als sei er über eine Bergkuppe gekommen und habe den eigenen Augen nicht getraut. In einer Welt, die in ihrer Gesamtheit vermessen, dokumentiert und fotografiert schien, macht er uns glauben, auf Bauwerke oder Auswüchse von erheblicher Schönheit gestoßen zu sein, für die es noch keinen Namen gibt und auch keine Erklärung.

In einem erkalteten Lavaström hängen wie eingefangen leuchtend bunte Pyramiden fest. Hinter einem Bergrücken reckt sich eine gewaltige weiße Wand in die Höhe. Und einmal spiegelt sich die Landschaft am Himmel. Dann hängen kopfüber Hügel wie Wolken am Firmament. Da ist dem Maler Wieland Payer der Surrealist Magritte mit einem Mal viel näher als der Romantiker Friedrich.

Weil er es leid war, Bäume zu malen, sagt Wieland Payer, sei er im vorigen Jahr nach Island gereist. Gletscher, Vulkane und die endlose Schotterebene der Missetäterwüste schienen ihm der ideale Nährboden für seine Phantasmagorien. Eine wilde Landschaft, in der seine Fremdkörper so etwas wie ein ruhender Pol werden könnten. Dass in einem Land, dessen Regierung Feen, Trollen und Geistern Wohnrecht in Felsen zugestehet und deshalb Straßen um Steinbrocken herumlenkt, statt sie aus dem Weg zu sprengen, dass also ebendort seine Fremdkörper eine anrührende Plausibilität erlangen könnten, daran hatte er angeblich nicht gedacht. Aber es tut den Bildern nicht schlecht.

Hier eine Lavafeld, die aussieht wie ein gesprengter Parkplatz, dort Nebel über dem Fjord wie ein ausgebreiteter Seidentopf, nimmt das Land ganz von allein märchenhafte Züge an. Und in der Ausstellung „Ultima Thule“ in Erfurt, in der Wieland Payers Island-Arbeiten nun zu Dutzenden wie ein gezeichnetes Reisetagebuch an der Wand hängen, ergibt sich eine fast schon zwingende Logik vom ersten Motiv eines Grünhauses in einer grauen, strauchlosen, von Asche bedeckten Ebene bis zu der befremdenden Lichterschei-nung, die aus dem vergletscherten Plateau des Tafelvulkans Heröubreið kerzengerade in den Himmel steigt. So verstörend der Lichtstrahl ist, geht doch nichts Apokalyptisches von ihm aus, wie überhaupt keines von Payers Bildern von Kollisionen berichtet, vom großen Knall oder anderen Endzeitstimmungen. Trotzdem, erzählt Wieland Payer, der Island entlang der Ringstraße einmal umrundet hat, sei er stets froh gewesen, die großen Vulkane hinter sich gelassen zu haben, ohne dass sie ausgebrochen seien.

„Selbst das Idyll ist trügerisch“, sagt er und erinnert an den Bergsturz im Bergell vor einigen Wochen. Den Berg kannte er gut. Da sei er viel unterwegs gewesen. Und jetzt? Jetzt ist er einfach weg. Das sei doch viel überraschender, dramatischer und ungeheurer als alles, was er sich ausdenken könne. Und dann kommt er auf die Wende zu sprechen, den Fall der Mauer und die vermeintlich erblühenden Landschaften Ostdeutschlands. Wie da von einer Woche zur anderen auf den grünen Wiesen plötzlich überall riesige weiße Quader standen, in die Baumärkte, Möbelhäuser und Autohändler eingezogen sind. Auch das hätte man noch kurz zuvor für unmöglich gehalten. Nein, nein, so phantastisch seien seine Bilder gar nicht.

„Ultima Thule – Arbeiten von Wieland Payer“. Galerie Rothamel, Kleine Arche 1a, 99084 Erfurt, Telefon: 03 61/5 62 33 96, im Internet: www.rothamel.de; bis 28. Oktober.



Foss: Fließt Wasser herab – oder steigt Licht empor?

Alle Abbildungen © Wieland Payer, courtesy Galerie Rothamel, Erfurt



Wand: Aus dem isländischen Tagebuch



Kristallberg: Wie der Ebene entwachsen